Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich | Halle a. S., den 1. März | 1921 / Nr. 49.

Flammen.

Roman von
Hans Schuyz.

30. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Eine Blitzfahrt im Speisewagen des Calais-Expreß.

Das blaue Wunder einer Mondnacht in der Wüsteneinsamkeit von Bistra.

Und dann das Ende dieses wahnwitzigen Taumels, der Zusammenbruch in dem Spielerparadies des Mittelmeeres, als ihnen die unerbittliche Bank ihr letztes Tausendfrankbillet entrissen und sie fast wie Bettler über die Alpen nach der Heimat zurückgeschickt hatte. — —

Der Revolver war dem einsam Sinnenden mit einem Male seltsam schwer in der schlaff herabhängenden Hand.

Und dann sprang blitzartig jäh, ohne Sinn und Zusammenhang ein Gedanke in ihm auf, ein Gedanke so furchtbar, daß er wie von einem Schlage getroffen zwei, drei Schritte vom Fenster zurücktaumelte.

„Du sollst ja heute Nacht noch einen Mord begehen!"

Einen Mord.

Mit zuckenden Lippen sprach er die verhängnisvollen Worte halblaut vor sich hin.

Auf seiner Haut war ein Stechen und Prickeln, wie es das Gefühl plötzlicher Ohnmacht und Hilflosigkeit mit sich bringt.

Und immer diese Stille ringsum, diese entsetzliche, lähmende Stille.

Auch draußen kein Laut, nicht einmal ein Hundegebell fern im Dorf.

Verstört sah er in die schene Dämmerung des matterhellten Raumes, die die ungewissen Umrisse der Gegenstände ins Riesenhafte zu dehnen schien.

In diesem Augenblick dünkte es ihm, als habe sich die Schuld jener fernen Zeit körperlich von ihm losgelöst und stände ihm als ein fremdes, entsetzliches Wesen gegenüber, das drohend Seele verlangte.

— — — —

Mit unsicheren Schritten kam er endlich wieder die dunkle Treppe herab.

Die Stufen krachten unter seinem Tritt, als schrieen sie in heimlichem Schmerz, daß er immer wieder erschreckt innehielt.

Unten im Gastzimmer war das Mädchen über dem Schenktisch eingenickt, indes der kleine Junge gravitätisch um den Ofen herumspazierte, die Wiege an dem Wiegenbande hinter sich herziehend.

„Wer hat die schönsten Schäfchen?" sang er dazu mit seinem hohen, feinen Kinderstimmchen.

Als er Axel ansichtig wurde, der zuweilen mit ihm gespielt hatte, kam er sogleich angelaufen und bot ihm sein schmutziges Händchen.

Axel hob ihn in die Höhe und schwenkte ihn im Kreise.

Die großen, blauen Augen des blonden Buben waren seinem Gesicht ganz nahe.

Und plötzlich überkam ihn vor diesen unschuldigen Kinderaugen ein so heißes, quälendes Verlangen nach der Unschuld und Reinheit seiner eigenen Kindheit, daß er nur mühsam die aufsteigenden Tränen zurückzudrängen vermochte.

„Gott im Himmel hilf mir!" hallte es auf einmal machtvoll durch seine Seele.

Dann setzte er den Kleinen wieder vorsichtig auf die Erde und stürmte durch den Flur ins Freie.

Die Dorfstraße lag in nächtlicher Verlassenheit.

Allenthalben schliefen die Häuser unter den überhängenden Strohdächern wie unter tiefgezogenen Mützen, die grauen Wände vom Mondlicht grell getüncht.

Drohende Schatten schienen ringsum in den dunklen Ecken und Nischen zu nisten, daß der einsame Wanderer unwillkürlich seine hastenden Schritte beschleunigte.

Dann saß er wieder im Boot und trieb auf den See hinaus.

Der Mond baute eine blendende Brücke zu den dunklen Waldhöhen von Pahlowitz hinüber.

Sein weißes Licht sprühte unter den Ruderschlägen und glitt in zitternden Ringen von dannen, die in der Kielwelle in einer helleuchtenden Furche zusammenliefen.

Es war ganz still über der einsamen Wasserfläche und doch schien es ihm, als klinge durch das große Schweigen der Nacht unablässig eine leise mahnende Stimme:

„Was willst du tun?

Schon einmal blieb deine Hand nicht rein, beflecke sie nicht auch noch mit feigem Meuchelmord.

Dank' an dein altes, adliges Geschlecht, das schon Jahrhunderte lang unter den Ersten des Landes sitzt, mit dem Pflug im Frieden, mit dem Schwert im Kriege, und sich mit so mancher stolzen Tat in das Buch der Geschichte eingezeichnet hat!" — —

Mit einer müden Bewegung hob Axel den Kopf.

Ein fernes Bild stand auf einmal vor seiner Seele.

Ein stilles Gartenzimmer mit feinen, altmodischen Möbeln.

Ueber dem runden Tisch eine einfache Hängelampe, die ihr friedliches Licht auf einen weißen Scheitel goß, den Scheitel der Frau, der der Gram um den verlorenen Sohn vor der Zeit das Haar gebleicht und die ihn doch wieder in verzeihender Liebe an ihr Herz genommen hatte, als er in Verzweiflung und Schande bei ihr eine letzte Zuflucht suchte.

Seine Mutter!

In weitem Bogen flog plötzlich der Revolver auf den See hinaus und verschwand mit einem gluckenden Laut.

Dann griff Axel wieder zu den Rudern.

In seiner tiefsten Herzensnot war ihm auf einmal mit Allgewalt die Ueberzeugung geworden, daß jene Tat nicht geschehen durfte, daß es noch einen anderen Ausweg geben mußte, der ihm diese letzte, unaustilgbare Schmach ersparte, die auch ihm ein Weiterleben unmöglich machte. —

Da knirschte der Bootskiel auf den Pahlowitzer Strand.

Axel sprang heraus und schlang die Kette um einen Pfahl des kleinen Laufstegs.

Der Mond stand jetzt ganz im Zenith des Himmels und stäubte einen feinen, silbernen Regen über die schlummernden Rasenlichtungen.

In dunklen Umrissen, lauerden Raubtieren gleich, hoben sich ringsum die schwarzen Laubmassen von Gebüschen und Bäumen.

Nur ein einziges Licht schimmerte durch das nächtliche Dunkel.

Das Licht des Mannes, dem Hella noch in dieser Stunde durch seine Hand den Tod bestimmt hatte. — — —

Dann stand er am Rande der Buchenallee und schaute mit klopfendem Herzen zum Kavalierhaus hinüber.

Aus dem nunmehrigen Widerstreit der Gedanken hatte er sich allmählich zu dem Entschlusse durchgerungen, Alsleben noch einmal persönlich aufzusuchen und mit ihm zu verhandeln.

Als Mann zum Mann!

Um Hella von ihm zu fordern, kraft des geheiligten Rechtes seiner Liebe, die er als über aller Menschensatzung stehend empfand.

Gab Alsleben nach, worauf er in der gesteigerten Stimmung des Augenblicks fest vertraute, so war Hella frei für die Reise nach Afrika und ihre Scheidung nur noch eine Vorursache, die sich von Kapstadt aus mit Hilfe des deutschen Konsuls in wenigen Monaten regeln ließ. — —

Mit verhaltenem Atem lehnte Axel an einem Buchenstamm; vor seinen Augen war ein Flirren und Flimmern.

Jetzt, da er unmittelbar vor der Entscheidung stand, entsank ihm für Sekunden doch wieder der Mut zur Tat.

Dann aber begannen sich seine Füße zu regen und schritten wie selbst durch den schmalen Pfad der taufeuchten Wiese auf das helle Fenstergquadrat des Kavalierhauses zu.

Die Haustür war nur angelehnt.

Ein feiner Lichtstreif fiel zur Rechten durch ein Schlüsselloch auf den Mosaikboden des Vorsaals.

Ein kurzes, scharfes Klopfen.

Ohne das Herein abzuwarten, öffnete er die Tür.

„Guten Abend!"

Ein schlankes Mädchen hatte sich bei seinem Eintritt aus dem Sessel am Schreibtisch erhoben.

Neben ihm ein junger Herr, der ihm schon mehrfach im Dorfe begegnet war.

Das Licht der Lampe blitzte in den Rändern seines Kneifers und beleuchtete sein scharfzügiges Gelehrtengesicht, aus dem ihm zwei große, graue Augen ruhig und forschend entgegenblickten.

Sekundenlang herrschte ein betretenes Schweigen.

Es war so still, daß man eine Nadel hätte zu Boden fallen hören.

Dann richtete sich Axel mit einem Ruck gewaltsam höher, seine Gestalt straffte sich.

„Ich bitte um Entschuldigung wegen dieser nächtlichen Störung!" sagte er. „Ich glaubte Herrn von Alsleben noch sprechen zu können!"

„Da haben Sie sich vergebens bemüht, Herr von Alsleben ist nicht hier!"

Von neuem schwang das drückende Schweigen zwischen den drei Menschen.

Könnte ich nicht denn wenigstens erfahren, wo Herr von Alsleben heut Nacht noch zu treffen ist?" nahm Axel endlich wieder das Wort.

„Auch da bedaure ich, Ihnen nicht dienen zu können. Vielleicht gibt Ihnen aber jemand anders Auskunft. Fräulein Hansen zum Beispiel!"

Ein jähes Erschrecken huschte über Axels Gesicht.

„Was wollen Sie damit sagen?"

Trude zuckte die Achseln.

„Sie werden ja meine Worte selbst am besten bewerten. Ich weiß nicht, in welchem Verhältnis Sie zu Fräulein Hansen stehen und ich kenne auch die Beziehungen dieser Dame zu Herrn von Alsleben nicht.

Und nur das Eine weiß ich, warum Sie heut noch hierher gekommen sind!"

Ihre Stimme hatte auf einmal einen harten, metallischen Klang.

In ihren Augen zuckte es drohend auf.

Unwillkürlich war Dr. Reinwaldt, als ob er sie schützen müßte, näher zu ihr herangetreten.

Axel hatte den Kopf tief zu Boden gesenkt; seine Hände griffen haltlos in die Luft, tasteten an seinen Kleidern herunter in einer jagenden, herzlähmenden Angst.

„Ich weiß nicht, was Sie von mir zu wissen glauben!" sagte er langsam, fast feierlich. „Aber ich schwöre Ihnen, daß ich gerade deshalb hier stehe, damit diese Tat nicht geschieht, die man von mir verlangt hat!"

Trude nickte leise.

„Ich habe daran nicht gezweifelt, daß Sie sich noch einmal auf sich selbst besinnen würden. Darum erwarteten wir Sie ja auch schon seit einer Stunde!"

Sie hatte bei den letzten Worten ein zusammengeknittertes Blatt zur Hand genommen und reichte es ihm über den Tisch.

„Lesen Sie bitte erst dies, ehe wir weiter sprechen!"

Mit einem einzigen Blick umfaßte Axel die wenigen Zeilen.

„An wen ist der Brief hier gerichtet?" fragte er dann mit besserer Stimme.

„An den jungen Grafen Eichstädt, den Fräulein Hansen vor einiger Zeit in Pahlowitz kennen lernte. Morgen sollte seine Verlobung mit der Schwester der Baronin Sohna gefeiert werden. Und gerade diesen Tag hatte sich Fräulein Hansen dazu ausgewählt, der Braut den Bräutigam zu entführen — nachdem Sie zuvor die Bahn freigemacht hatten!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Wunder.

Von
Max Adler.

(Nachdruck verboten.)

Berlin, Kurfürstendamm. Zur Geschäftszeit.

Eine dunkle Masse liegt plötzlich reglos auf dem Fußsteig, knapp neben dem Gitter eines Vorgartens. Es ist ein alter Mann mit weißen Stoppeln in dem harten, bäuerischen Gesicht, das vor Erschöpfung bis auf die Knochen eingesunken ist. Dieses vorgeschobene Kinn, dieser Wall von Brauen, diese kleinen, wie in Fleischwülste zurücktretenden Schlitzaugen an der Barriere der kräftigen, weitausholenden Nase gehören einem zähen, kampfbereiten und mißtrauischen Menschen an, der an viel Liebe und Gedenken bei andern nicht gewöhnt ist. Sicherlich würde er es für erniedrigend halten, sich auf diese andern verlassen zu müssen. Er trägt noch nicht das Kleid der Armut; man sieht: diese zerschlissenen Fäden in dem schwarzen, zugeknöpften Gehrock wurden bis zum letzten Augenblick gegen den äußeren Verfall, gegen die Mißachtung der Welt mobil gemacht. Aber seine Greisenhände zittern, und die halbgeöffneten stahlgrauen Augen wandern rundum wie die eines hilflosen, siebenjährigen Kindes.

Einer, den die Blockade des schleichendes Elends zermürbt, zu Boden gerungen hat. Nun reckt es triumphierend seinen Arm aus über die bezwungene Sicherheit der lauten, reichen Prunkstraße . . .

Passanten beugen sich über ihn. Jeder möchte der erste sein, zu helfen. Eine elegante junge Dame und ein Laufbursche heben ihn auf und führen ihn nach einer Anlagebank. Man merkt es ihm an, wie ungewohnt und peinlich es ihm ist, sich auf andere zu stützen; aber sein Elend ist stärker als sein Stolz.

„Wa . . . Wa . . . Wasser!"

Ein Junge läuft um die Ecke und bringt das Gewünschte: man setzt ihm das Glas an die Lippen.

Inzwischen erzählt jemand seine Geschichte. Der Mann ist ein berüchtigter Wucherer, der gar nicht weit von hier, an der Peripherie Charlottenburgs, ein schmales möbliertes Hofzimmer bewohnt. War mancher der schneidigen Kavaliere, die einst, in guten Zeiten, hier an der Promenadenbank vorbeiklapperten, zählte zu seiner Kundschaft. Dann sind sie im Krieg verschollen, und für die fälligen Wechsel gab niemand einen roten Heller. Der gepfändete Goldschatz aber, den er hinter den dicken, fensterlosen Mauern der Bank of England geschert wähnte, wurde konfisziert. Er hatte es verabsäumt, den toten Mammon bei guter Zeit lebendig zu machen. Der Krieg hatte ihn überrumpelt. Ohne Freunde, ohne Verwandte und Pfleger ist er jetzt, in all seiner Fülle, nahe daran, zugrunde zu gehen.

„Haben Sie Hunger?" fragt jemand.

Irgend etwas in ihm sträubt sich noch mit Macht gegen die Lockung fremder Güte. Aber er ist so schwach, daß er gegen das gräßlich-automatenhafte Kopfnicken, das ihn plötzlich befällt, nicht mehr anzukämpfen vermag. Für den äußerlichen Blick sieht es aus wie eine Bejahung und ist doch keine Antwort auf eine Frage, sondern nur die trostlose Quittung der Physis über eine innerlich erschaute, unbarmherzige Gewißheit . . .

Die junge Dame steckt ihm ohne viel Federlesens einen Geldschein in die Hand, die wie im Fieber auf- und niederflirrt. Halb erstaunt, noch immer mit seinem Trotz kämpfend, läßt er es geschehen.

Und nun drängt alles hinzu, ihn zu beschenken. Ich sah das achtjährige Mädchen mit der Schulmappe auf dem Rücken, das dem Alten mit dem harten, abweisenden Gesicht die paar Pfennige opferte, die es für die Frühstücksstemmel bekommen hatte. Ich sah den Laufburschen, der ihm seinen Trinkgeldgroschen abtrat. Den flachen Bummler, den der grelle Notschrei des Augenblicks aus seiner Gleichgültigkeit emporriß. Den weißhaarigen Droschkenkutscher vom nahen Standplatz, der sein Gefährt im Stich ließ, weil sein Gewissen ihn stärker rief als die Gefahr der Polizeistrafe. Und die arme Dienstmagd, die den kargen Sparpfennig aus ihrem kleinen, abgegriffenen Täschchen darbrachte.

Ein Sturm des Wohltuns hatte alle erfaßt. Und diesem Sturm konnte auch der Alte nicht länger standhalten. In die harten stahlgrauen Augen schlich sich plötzlich ein Zug von unerprobter Weichheit, die sich selber fremd schien, sich erst mählich, wie tastend, einzuwohnen versuchte. Die starren Linien des Gesichts lockerten sich: er weinte; weinte wie ein Kind, überrannt von einem erschreckenden, beseligenden Wunder — dem Wunder der menschlichen Güte.

Nie habe ich mich über Tränen gefreut.

Nur dies eine Mal.

Zum Muckrummel.

Aus Altenburg wird uns berichtet: Nachdem Herr Lamberty-Muck mitsamt seiner abenteuerlichen Gefolgschaft — im Volksmunde „Muckchen" und „Puppchen" genannt — inzwischen die Leuchtenburg zwangsweise verlassen und die hiesige Staatsanwaltschaft das weitere Verfahren gegen den thüringischen Messias in die Hand genommen hat, sollte man eigentlich meinen, daß der Muck-Rummel damit endgültig abgeschlossen sei. Denn auch für die blindesten Parteigänger dieses modernen Rattenfängers muß es am Ende doch ausschlaggebend sein, daß inzwischen das Verfahren des Herrn Muck, im Verein mit „reinen Jungfrauen" einen neuen Messias in die Welt zu setzen, bereits zum vierten Male (!) erfolgreich gewesen ist, so daß von einer vorübergehenden Verfehlung wohl nicht mehr die Rede sein kann. Aus diesem Grunde ist auch die hiesige Staatsanwaltschaft mit der Angelegenheit befaßt worden, und zwar auf die Strafanzeige von Eltern hin, die im blinden Vertrauen auf die Unfehlbarkeit des Herrn Muck ihre Kinder zu Spiel und Tanz mit der „Neuen Schar" hergegeben hatten. Daneben schwebt aber auch noch ein Verfahren wegen politischer Umtriebe gegen Herrn Muck, dem zur Last gelegt wird, daß er im Anschluß an seine frühere kommunistische Betätigung auf Helgoland und im Großen Hauptquartier auch noch die Leuchtenburg zum Tummelplatz von kommunistischen Zusammenkünften, besonders solcher aus dem Ruhrrevier, gemacht habe.

Angesichts dieser Tatsache wirkt es geradezu grotesk, daß Herr Muck noch immer über eine wenn auch nur kleine, aber ganz fanatische Anhängerschaft in Thüringen verfügt, deren terroristische Kampfmethode u. a. daraus erhellt, daß die Zeitungen aller Parteirichtungen mit Muck verherrlichende Zuschriften geradezu überschwemmt werden. Und zwar sind es nicht nur unreife jugendliche Köpfe, die den gefallenen Säulenheiligen anhimmeln und reinzuwaschen versuchen, sondern auch Geistliche, Lehrer und Beamte. Ihnen ist es zugute zu halten, daß sie nur die äußere Wirkung des Muckschen Auftretens miterlebt haben und davon gleich vielen anderen, die jetzt mit vollem Recht und in schärfster Weise sich gegen den Muck-Rummel

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210301022/fragment/page=0001

wenden, eine Reform des ganzen Geistes- und Gefühllebens unserer Jugend erhofften. Sie begingen nur den Fehler, die schon sehr bald nach dem ersten Auftreten Mucks ergangenen Warnungen vor ihm nicht beachtet und sich nicht nach dem Vorleben ihres Idols erkundigt zu haben. Nun will man die begangenen Fehler freilich nicht einsehen, sondern schilt auch noch diejenigen, die im Interesse der ihnen anvertrauten Jugend rechtzeitig dem Wolf den Schafspelz abzogen.

Wie groß der Fanatismus auf jener Seite war und zum Teil noch ist, beweist u. a. die Tatsache, daß gegen einen Rudolstädter Seminaroberlehrer eine Anzeige wegen Hehlerei erstattet werden mußte, weil ein Mitglied der von diesem geleiteten „Neuen Schar" das Manuskript eines vor Muck warnenden Aufsatzes aus der Druckerei stahl und dem Oberlehrer zutrug, der es im Kreise der Muck-Anhänger verlas, um gegen den Verfasser des Artikels eine regelrechte Hetze in Szene zu setzen.

In Weimar schrieb ein angeblicher Neffe des Capri-Malers Dieffenbach — ein gewisser Fridolin von Spaun — einem Redakteur, der einen Aufsatz gegen Muck veröffentlicht hatte, wörtlich folgendes: „Schämen Sie sich, Sie elender Lügner! Nun vergiften Sie mit Hilfe Ihrer Lügenpresse die Meinung urteilsloser Menschen! Sie erbärmlicher Schweinehund! Ich bestrafe Sie mit meiner tiefsten Verachtung. Vielleicht lachen Sie heute noch darüber, aber wenn auch nur ein Funke von Anstand und Menschenwürde in Ihrem schmutzigen Kadaver wohnt, so muß in Ihnen ein bitteres Gefühl der Scham aufsteigen. Wehe über Ihr großes Huren! Es kommt der Tag, da wird das Licht Herr sein in der Welt und dann wird Ihr finsterer Schatten sich zu rechtfertigen haben! Ich fordere Sie auf, Ihr Unrecht zu sühnen, Muck um Verzeihung zu bitten und die Preßsenotiz öffentlich zu widerrufen. Tun Sie das nicht — nun so fahren Sie dahin! Ich speie vor Ihnen aus! Fridolin von Spaun." — Dieser Friedolin von Spaun aber war einer derjenigen, dem Muck bei seinen Volkstänzen und -spielen die Knaben und Mädchen der Gymnasien und Lyzeen zuwies, und in bezug auf den inzwischen festgestellt wurde, daß er nur einige wenige Tage in seinem Leben die Schule besucht hat und als freiwillig Erwerbloser in Weimar spazieren geht. —

Gegen zwei weitere Mitglieder der „Neuen Schar" ist kürzlich wegen Diebstahl und Unterschlagung verhandelt worden, und zwar gegen den einen auf Antrag des Herrn Muck selbst, dem er einige von diesem gedrechselte Leuchter aus der Leuchtenburg entwendet hatte. In diesem Falle also versagte das kommunistische Evangelium des neuen Heilands. —

In der „Eisenacher Zeitung" fertigt der Medizinalrat Wedemann den Führer der dortigen „Neuen Schar", Pfarrer D. E. Fuchs, wie folgt ab: „Bittere Enttäuschung läßt Herrn Pfarrer D. E. Fuchs einen salbungsvollen Brief an seine jungen Freunde ob des großen Reinfalles mit Mucken veröffentlichen. Ja, Herr Pfarrer, hätten Sie sich seinerzeit erst einmal mit der Vergangenheit Ihres Propheten beschäftigt, dann hätten Sie Eltern und Kinder vor Muck und seinem Treiben warnen müssen, ihm nicht aber Anhänger zuführen und mit ihnen in der Kirche zu seinen Füßen sitzen dürfen. Muck war ein Meuterer und Verbrecher. Da wirkt es lächerlich, wenn Sie behaupten, die Welt sei so schlecht, daß selbst ein Muck die klaren Maßstäbe hätte verlieren können. Die hat Ihr Schützling schon lange vor dem großen Novemberverbrechen, an dem er beteiligt war, verloren. Muck-Rummel ist die rechte Bezeichnung, denn geschickt wußte der Schwindler die Konjunktur und die Dummheit seiner Mitmenschen zu benutzen. Mir, die nicht an das Große, Echte und Reine dieses Menschen glauben konnten, haben die Mucker von Anfang an verurteilt und das voraus gesagt, was nun gekommen ist. Aber wir verstanden ja den großen Mann nicht und waren so töricht zu behaupten, daß der ganze Firlefanz ihm nur Mittel zum Zweck sei!"

Wie geschickt Herr Muck die materielle Ausbeutung seiner Gläubigen betrieb, erhellt aus der Tatsache, daß er grundsätzlich keine Eintrittspreise für seine Versammlungen erhob, sondern die Höhe der Spenden dem freien Ermessen der Besucher überließ. Auf diese Weise häuften sich die Papierscheine an den Eingängen der Versammlungsräume nur so und der Kassierer der Schar hatte stundenlang mit der Abrechnung zu tun. Dabei mußten die Scharmitglieder sich auch noch fleißig der Liebesgabensammlung in Form von Butter, Eier und anderen Lebensmitteln widmen, worauf Herr Muck das große Fasten zu verhängen pflegte und von seinen Mitgliedern durchweg eine völlig vegetarische Lebensweise verlangte. Er selbst aber nahm die besten Bürgerquartiere in Anspruch. Was er an Gutem auf dem Gebiet von Spiel und Tanz brachte, war nicht neu, da es der deutschen Wandervogelbewegung abgesehen war, und das Neue war nicht gut, wie die Vorgänge auf der Leuchtenburg nur allzu deutlich erkennen lassen. Er benutzte eben geschickt die Sehnsucht der Massen nach einem Führer aus der Not der Zeit und brachte das, was der Wandervogel, die Turnerschaft und die deutsche Jugendbewegung in langjähriger, harter und zäher Arbeit aufgebaut hatten, dem Volke mit Tam-Tam, zigeunerhaftem Aufputz und Kinoromantik näher und erntete so auf leichte Weise, was andere mühevoll gesät hatten.

Auch der Fehler, daß viele Deutsche noch immer zu wenig Zeitungen lesen, machte sich bei dieser Gelegenheit bemerkbar. Wer einen Häuser, einen Mariarty, einen Müller-Czerny und andere Heilige unserer Tage bei der Arbeit gesehen oder doch wenigstens von ihnen gelesen hat, war sich von vornherein darüber im klaren, daß Muck nur eine andere Nuance, aber gleichfalls einer vom Stamme Nimm war. Mit Recht wehren sich daher die Wandervögel in diesen Tagen gegen Muck und seine Schar mit folgender Erklärung: „In verschiedenen thüringischen und fränkischen Tageszeitungen wurde in letzter Zeit der Name Muck-Lamberty so eng mit der Wandervogelbewegung in Verbindung gebracht, daß die Leser glauben mußten, der „Wandervogel" und Mucks „Neue Schar" seien ein und dasselbe. An einigen Stellen wurde Muck sogar „der Begründer der Wandervogelvereine" genannt. Beides beruht auf Irrtum. Wohl hat Mucks Bewegung im Wandervogelbund E. V. ihren Ausgang genommen, aber ohne jede Verbindung und Unterstützung, ja sogar unter teilweisem, heftigen Widerspruch von seiten des Bundes hat Muck ganz selbständig gehandelt, als er seine „Neue Schar" bildete. — Der Bund „Jung-Wandervogel" hat sich von Anbeginn der Bewegung ferngehalten, weil er erkannte, daß sie dem Gedanken des „Wandervogel" fremd war und ein Aufgehen in ihr den Untergang des „Wandervogel" bedeuten mußte. — Die Wandervogelbünde bestehen weit länger, als gewöhnlich angenommen wird. Als ihr Begründer gilt Karl Fischer, der schon Ende der neunziger Jahre in Steglitz „Scholaren" um sich sammelte und mit ihnen auf Fahrt ging. Von Muck-Lamberty wußte damals niemand etwas. Wir bitten also Freunde und Gegner der Wandervogelbewegung, fernerhin „Wandervogel" und „Neue Schar" als zwei vollkommen getrennte Begriffe zu betrachten."

Die durchschnittliche Jahresrate von 5,4 Goldmilliarden ergäbe einen Kohlen-Zug, der 4⅓ × um den Äquator reichte!

Die 226 Milliarden Goldmark, welche in Paris von uns verlangt werden, sind eine Summe, deren Höhe nicht ohne weiteres vorstellbar ist.

Um überhaupt eine Anschauung von der Größe dieser von der Entente geforderten Geldsummen zu bekommen, sei ihr Wert in Kohle dargestellt. Die deutsche Jahresförderung an Steinkohle betrug im Jahre 1920 130 Millionen Tonnen. Berechnet man den Wert der Tonne Kohle nach dem heutigen Preis mit 20 Goldmark, so könnte man für 226 Milliarden Goldmark 11,3 Milliarden Tonnen Kohle kaufen. Deutschland brauchte ungefähr 87 Jahre, um diese Mengen zu fördern, welche das Äquivalent für die verlangte Summe darstellen würde.

Um diese Kohlenmenge abzutransportieren, wären 750 Millionen Eisenbahnwaggons zu 15 Tonnen Ladegewicht nötig. Diese ergäben einen Zug von 7½ Millionen Kilometer Länge, d. h. man könnte sie in 19 einzelne Kohlenzüge zerlegen, von denen jeder von der Erde bis zum Monde reichte.

Der Durchschnitt der 42 Jahresraten beträgt 5,4 Milliarden Goldmark. In derselben Weise wie oben berechnet, würde eine solche Jahresrate einem Kohlenzug entsprechen, der 4½mal um den Erdäquator reicht.

Das Ende des Lebens.

Ein erdachtes Gespräch Schillers.

Von

Paul Ernst.

(Nachdruck verboten.)

Unter dem Titel „Erdachte Gespräche" läßt Paul Ernst bei Georg Müller in München demnächst ein Buch erscheinen, in dem er die großen Geister der Geschichte über die ewigen Fragen der Menschheit in tiefsinnig-geistvoller Weise sich äußern läßt. Als Probe sei hier der Dialog wiedergegeben, in dem Schiller auf dem Sterbebett dem ihn pflegenden Heinrich Voß sein letztes Bekenntnis ablegt.

Schiller: Sagen Sie nichts meinen Angehörigen. Sie erinnern sich aus dem Phaedon, wie Sokrates die Frauen und Kinder fortschickt, weil er das Wehklagen nicht passend findet im Angesicht des Todes.

Voß: Ich werde schweigen.

Schiller: Mir ist sehr viel besser. Die Schmerzen sind verschwunden. Sie wären auch störend gewesen, denn ich möchte mir noch über so viel klar werden. — Wie, Sie weinen?

Voß: Ich — dachte, daß Sie noch so lange Jahre hätten leben sollen.

Schiller: Ich dachte das auch, noch gestern. Heute ist mir klar, daß mein Leben beendet ist, trotzdem ich mitten aus einer Arbeit gerufen werde, von der ich meinte, sie werde meine beste, und trotzdem meine Kinder unversorgt sind.

Voß: Sie sagen das, um mich zu beruhigen?

Schiller: Nein, ich kann niemanden mehr beruhigen, ich habe zu viel zu denken. Es ist so, wie wenn einer aus einem Kind plötzlich in einem Tage ein Mann würde. Alle geplante Arbeit des Kindes erscheint ihm dann überflüssig, alle Sorgen des Kindes haben dann keine Bedeutung mehr. Ja, ein solcher Mensch müßte so frei und heiter sein, wie ich jetzt bin, denn er hat ja noch keine neue Arbeit und Sorge des Mannes.

Voß: Für Ihre Lieben werden die Freunde sorgen. Aber welche Werke hätten Sie noch schreiben können?

Schiller: Meinen Sie? Wie alt wurde Homer? Man sagt, an hundert Jahre; Alexander wurde nur dreiunddreißig alt; der eine hat das Werk Homers getan, der andere das Werk Alexanders. Sie sind beide fertig geworden mit ihrer Arbeit, und ich habe nie an ihr Leben gedacht, ob es lang oder kurz war. Wir irren, lieber Freund, wenn wir die Jahre zählen. Wie könnte ich so ruhig sein, wenn mein Werk nicht getan wäre? Nur in unserer beschränkten Anschauung verteilt sich das Leben auf Jahre, in Wahrheit ist das Leben unser Werk.

Voß: Vielleicht bin ich noch zu jung.

Schiller: Nein, Ihre Jahre können das schon verstehen. Wenn ein Gedanke mich durchblitzt, denn ist es gleich, ob das in Sekunden ist oder in Jahrzehnten. Nur das Tier, nur der tierische Mensch lebt in der Zeit, denn sie leben für Augenblicke des Glücks; aber gerade das Tier und der tierische Mensch zählen nicht ihre Jahre, sie wissen nicht, wie alt sie sind, wenn sie sterben. Freund, welches Leben habe ich geführt! Es war wundervoll! Ich bin immer ein freier Mensch gewesen. Und auch jetzt zwingt mich der Tod nicht; ich rufe ihn; er kommt lächelnd, faßt meine Hand und sagt: Nun wirst du einen neuen Weg gehen.

Voß (begeistert): Soll ich nicht doch Ihre Gattin und Ihre Kinder rufen?

Schiller (lächelnd): Frauen können das nicht verstehen; sie meinen, wenn sie dem Manne die Hand geben, der das Mädchen vernichtet und das Weib aus ihr bildet; sie weinen, wenn sie das Kind gebären, das sie zur Mutter macht; bei jedem Schritt in die Höhe weinen sie. Auch Kinder können das nicht verstehen, ihnen ist der Tod unnatürlich, denn sie haben sich noch nicht geschaffen und haben ihre Arbeit noch nicht getan. — Ach, Freund, welche Ruhe ist in mir! Nie habe ich diese Ruhe verspürt, denn bis nun mußte ich immer meine Arbeit tun. Nun ist meine Arbeit getan. Auch diese Ruhe währt ja nur wohl wenige Stunden, bis die Auflösung des Lebens kommt —, aber was ist mir jetzt die Zeit; diese Stunden, vielleicht Minuten, sind kostbarer, wie lange mühsige Jahre.

Voß: Ihre Augen glänzen, Ihr Puls geht fieberisch; der Arzt hat ein Beruhigungsmittel gebracht. —

Schiller: Ach, guter Voß, was reden Sie da? Soll ich mich betäuben und den freundlichen Tod ohne Bewußtsein empfangen? Die Kerze flammt höher in den letzten Sekunden — ist der letzte Tropfen Wachs denn so kostbar, daß man das verhüten müßte? Ach, ihr seid doch alle nur — Menschen! — Wie? Bin ich selber denn kein Mensch mehr? Fassen Sie meine Hand, Voß, ich bin doch noch ein Mensch, ich spreche doch noch mit Ihnen?

Voß (wendet sich weinend ab).

Schiller: Wieder Tränen! Ach ja, ihr könnt es ja nicht verstehen, ich will nicht ungeduldig über euch werden . . . Nicht wahr, Sokrates starb von den Füßen an ab . . ., lieber Voß. Sie sollten mir ein Kissen auf die Füße legen; ich habe ja keine Schmerzen, aber es ist ein störendes Gefühl, diese Kälte; ich möchte nicht abgelenkt werden von meinen Gedanken; meine Gedanken sind noch nötig, es fehlt wohl noch ein Baustein in meinem Hause, den muß ich jetzt noch einsetzen —, sprechen wir nicht schon seit Stunden zusammen?

Voß: Nur seit Minuten.

Schiller: Merkwürdig. Aber nein, es ist nicht merkwürdig. — Wie gütig ist die Natur. Denken Sie, Voß, mir scheint, ich sehe meine Mutter. Gewiß wird unser Leib in seiner letzten Not uns das Bild heraufbeschwören, das wohl am tiefsten in uns ruhen muß, daß die Mutter uns helfen kann. Das ist so schön; sie kommt mir entgegen, sie winkt zurück; es wird der friedliche Tod sein, dem sie winkt. Ich weiß es ja, dieses Bild ist eine Ausgeburt meines Gehirns, aber ist es nicht ein wunderbar schönes Gleichnis, daß der sterbende Mann die Erscheinung seiner Mutter hat? So gütig ist alles. Ja, seine Mutter, welche ihre Kinder aufgezogen hat, muß doch dasselbe gelebt haben wie der Mann, sie ist dann ja auch so ehrwürdig wie der Mann. Und dann darf sie nachher noch am Sterbebett ihres Kindes stehen — nein, meine Gedanken verwirren sich ja —

Voß (legt ihn etwas höher).

Schiller: Guter Voß, Sie haben erraten, was ich gern wollte, ich wollte Sie nur nicht schon wieder belästigen. Jetzt werde ich wieder klarer. Gewiß ist doch jedes Leben da für ein Werk, aber es ist ein Werk: wenn es auch noch so bescheiden ist. Ich erinnere mich an einen alten Mann aus meiner Kindheit, er hatte so sanfte Augen; nichts weiß ich von ihm, er hat vielleicht auch nichts Besonderes getan, das einer wissen könnte; aber er hat gemacht, daß er als alter Mann diese sanften Augen hatte. Nie habe ich gewußt bis nun, daß diese Augen Lehrer für mich gewesen sind, daß ich ohne sie ein anderer Mensch geworden wäre. Manchem mögen sie wohl Lehrer gewesen sein. Ach, wenn ich denken könnte, daß meine Schriften Lehrer für Menschen würden, daß mein Leben nicht erlöschte in einem kleinen Zimmer! Nun, für den Mann waren die Augen das Werk; vielleicht sind meine Werke gar nicht meine Schriften, sondern irgend etwas anderes; jener Mann wußte so auch nicht von seinem wirklichen Werk. Wir wollen geduldig sein, nicht wahr? Wir können ja geduldig sein, denn wir sind ja so wunderbar ruhig. So oder so, mein Werk habe ich getan, ich weiß es. — Sehen Sie, Voß, meine Mutter führt einen Jüngling an der Hand, einen freundlichen Jüngling. Mutter, ist es der Tod? Du siehst es, ich fürchte mich nicht. Eine Blume hat er in der Hand, er berührt meine Stirn mit der Blume — ist dieses das Ende? Wie schön, wie schön ist das Ende!

Literatur.

Heinrich Lautensack. Altbayrische Bilderbogen. Prosadichtungen. 1920. Verlag Fritz Gurlitt, Berlin.

Lautensack, dessen tragisches Geschick dann erst bekannt wurde, als es vollendet war, wird langsam populär. Man veröffentlicht eines seiner Werke nach dem anderen, nachdem er, als er Hunger hatte, mit ihnen von Verleger zu Verleger hausieren gegangen war. Die Altbayrischen Bilderbogen, die der Verlag Gurlitt in würdiger, erster Aufmachung herausgibt — mit zehn Originalholzschnitten und zehn Zeichnungen von Max Unold — sind leicht hingeworfene Darstellungen und Geschichten von den Gebräuchen und Sitten der Bayern. Religiöses und Volksleben mengen sich. Lautensack, den man getrost einen Heimatdichter nennen kann, betrachtet seine Landsleute mit einer Liebe, die weder mit der sentimentalen Betrachtung des Realisten, noch mit der schwärmerischen Glut des Romantikers etwas zu schaffen hat. Liebe, die sich auf Verstehen und Bint gründet, Liebe, die nicht blind macht. O, keiner kennt den Aberglauben dieser Menschen besser als Lautensack. Seine Schilderungen sind eine Mischung von Satire und Liebe, die das steige Schwanken vom tiefsten Schmerz zur himmlischen Freude geboren hat. Der Dichter macht sich lustig über die abergläubische Seele des primitiven Menschen, er schildert mit beißender Ironie, wie hinter dem Gebet der Geldbeutel steckt. Aber aus seiner Ironie schaut eine Liebe hervor, die die Darstellung vergoldet. Lautensack gleicht der Mutter, die nicht genug erzählen kann von den tollen Streichen ihres Jungen, des Lümmels, von dem sie in harten Worten erzählt, und dessen Streiche gleichzeitig ihr Herz vor Stolz froh schlagen lassen. Das, was Lautensack erzählt, ist nicht das Wesentliche. Obwohl auch diese Art des Betonens und Schauens die Geschehnisse neu belebt. Nein, das Wertvolle ist der Unterton, der die Geschichten markig macht wie antike Holzschnitte. Nur ein gänzlich verhärtetes Herz fühlt die dichterische Gewalt, die brennende Liebe und die wehen Tränen nicht, die Absatz um Absatz gebildet haben. Eine Geschichte der bayrischen Volksseele ist es, stark und erhaben in ihrer Kunst; ein bleibendes Stück deutscher Literatur.

M. F.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63. Fernruf 6530 u. 1630.